

Was ist das Kritische an einer kritischen Ausgabe?

Erste Gedanken anlässlich der Edition von Kleists Erzählung »Die Marquise von O....«¹

ROLAND REUß

»Nicht auf ein einfaches, sondern auf ein komplexes Sehen kommt es an;
darauf, daß man sich leidenschaftlich, ja blindlings ins Unwegsamen begibt.«

Jean Bazaine

I.

Am wenigsten ist es die Erfahrung der Krise, die eine Ausgabe, die sich kritische nennt, verleugnen sollte. Zwar scheinen die auf Produktion und Sicherung von Erkenntnis bezogenen positivistischen Wissenschaften, und unter diesen natürlich auch die der Edition, mit der Krise und deren Abgrund nichts zu schaffen zu haben. Aber das ist nur eine Willenserklärung. Wenn es sich schließlich herausstellen würde, daß in den Arsenalen jener Wissenschaften schon von jeher, in der Moderne nur beschleunigt, daran gearbeitet wird, sich die Erfahrung der Krise ein für allemal vom Halse zu schaffen, so wäre das selbst möglicherweise erst noch als Symptom einer fundamentaleren Krise zu begreifen. Vielleicht nämlich hängt die Wissenschaftlichkeit der Wissenschaften, das, was eine Wissenschaft überhaupt erst zur Wissenschaft macht, genau daran: den Rückbezug auf die Krise *nicht* zu verraten, mit der Unterdrückung dieses Rückbezugs zu brechen und ihn im je und je von der Wissenschaft als Ergebnis Objektivierten mitsprechen zu lassen. Und vielleicht erwiese es sich dann auch, daß das, was heute den Namen der Wissenschaft trägt, manchmal nur den Namen mit ihr gemein hat.

Unklug wäre es in dieser Situation, den Begriff der Wissenschaft

1. Dieser Aufsatz wurde erstmalig in Roland Reuß/Peter Staengle: *Berliner Kleist Blätter* 2, Basel, Frankfurt am Main 1989, 3-20, veröffentlicht.

zugunsten einer Option auf das Recht staunender Begrifflosigkeit fallen zu lassen und die nähere Bestimmung des Wissenschaftsbegriffs (wie auch sonst überall die Bestimmung der Begriffe) den Verwaltungsentscheidungen der Technokraten zu überlassen – mit den bekannten Folgen: Fortschreibung des gespenstischen Atomismus im Verhältnis der Menschen untereinander und Transformation aller sachlichen Auseinandersetzung in die Machtfrage. Dann allerdings *dächte*, mit Heidegger zu reden, die Wissenschaft schlechterdings nicht mehr und der alteuropäische Gedanke des Menschen, ohne den wir vermutlich nichts, nicht einmal mehr ein Zeichen, sind, wäre definitiv vom Gehäuse des Apparates absorbiert.

Für die Annahme, daß diese drohende Konsequenz kein verhängtes Fatum ist, dem wir wider alle Einsicht ohnedies zu folgen hätten, suchen die folgenden Bemerkungen zu werben. Sie sind notwendig spekulativ: gerade indem sie die Grenzen einer bestimmten vom Positivismus beherrschten Wissenschaft, der der Edition, an einem exemplarischen Problem zu bestimmen suchen. Eine Grenzbestimmung ist, Hegels Kantkritik hat darauf hingewiesen, immer auch schon jenseits der Grenze, die sie zu sichern sucht. Die Bedingungen der Möglichkeit einer Wissenschaft der Edition sind daher nicht innerhalb dieser Wissenschaft selbst zu befragen. Daß ich fast versucht bin, das Recht, über sie zu spekulieren, zu verteidigen, sagt dabei mehr über den herabgekommenen Diskurs der Zeit und die ordinäre Vorstellung vom Denken, die in ihm herrscht, als eine solche Verteidigung selbst je es vermöchte. Sie kann darum auch unterbleiben.

II.

Die Erfahrung der Krise ist abgründig. Wer in dieser Erfahrung, diesem *Widerfahrnis* begriffen ist, dem zieht es den Boden unter den Füßen weg, und es mag ihm geschehen, daß er sich auf einmal, unterwegs, – mit einem Wort Celans – »zeltlos« »auf das unheimlichste im Freien«² findet. Obwohl wir tagtäglich nichts anderes versuchen, als ein solches Widerfahrnis zu verhüten und nichts anderes fürchten, als ihm schutzlos ausgesetzt zu sein, scheint es doch, daß wir mindestens einmal in unserem Leben von der Erfahrung einer solchen Krise überfremdet werden – spätestens in der Stunde unseres Todes dürfte sie sich einstellen. Und vielleicht hängt für den altmodischen Begriff des Menschen,

2. Paul Celan: »Ansprache anläßlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen«, in: Beda Allemann/Stefan Reichert (Hg.), *Paul Celan. Gesammelte Werke in fünf Bänden*, unter Mitwirkung von Rudolf Bücher, Frankfurt am Main 1983, hier Bd. 3, 185–186, hier 186.

an dem ich gerne festhalten möchte, alles davon ab, daß die Erfahrung der Krise durch keine noch so raffinierte Sicherheitsveranstaltung abgewendet werden kann.

Die Erfahrung, die ich zu umschreiben suche, kann, um ein Beispiel zu nennen, an das mancher vielleicht biographisch anzuknüpfen vermag, ihren Ausgang im Anschluß an eine Trennung von Personen nehmen – sei dies beim Bruch mit der Familie oder im Scheiden von der einzigen Person, für die wir zu leben glaubten. Sie kann freilich auch mit anscheinend ganz Nichtigem einsetzen, einer bloßen Gestimmtheit morgens beim Aufstehen, einer leichten Verstimmung. Zuerst fast unbemerkt, dann allmählich sich immer deutlicher meldend, wird sie schließlich an jenen Wendungspunkt gelangen, an dem nicht mehr ich es bin, der selbstsicher die Fragen stellt, sondern an dem ich mich voraussetzungslos und radikal von dem, was mit mir geschieht, in Frage gestellt sehe. Alles, was ich zuvor für gewiß hielt, wußte, das System meines Wissens, meine Wissenschaft von mir, den anderen, den Dingen um mich herum, die etablierte und sorgsam gehütete Entgegensetzung von Subjekt und Objekt, gerät ins Schwanken, wird von der Krise *sollicitiert*, ohne daß Aussicht bestünde, einen Halt zu gewinnen. Dieses plötzliche Nicht-mehr-weiter-Wissen, die Weglosigkeit, die A-Porie: sie erhalten ihre Schärfe dadurch, daß ich ihnen gegenüber nichts Eigenes mehr geltend machen kann, und es ist charakteristisch für die Kulmination der Krise, daß sich in ihr zugleich die Erfahrung von ihrem mehr oder weniger zufälligen Anlaß löst. Der Streit mit dem Vater, das Zerwürfnis mit der Geliebten oder die leichte Verstimmung sind im Zentrum der Krise kaum mehr von Bedeutung. Der Abgrund, an den ich in ihr gelange, ist ein Un-Ort, an dem ich als Person zu Grunde gehen kann.

Der Abgrund der Krise ist indes nicht Etwas, ein Gegen-Stand, sondern gerade dessen Auflösung. Wie er weder unten noch oben vorzustellen ist (denn solche Auskünfte, ja das Vorstellen überhaupt, setzen allemal noch einen intakten Orientierungsrahmen voraus), so ist er insbesondere nicht, wie man vielleicht meinen könnte, etwas schlechthin Negatives. Die grundstürzende Erfahrung, alles vertraut Geglaubte einschließlich des Bildes, das man sich von sich selbst macht, kollabieren zu sehen, gibt auch einen anderen, einen neuen Anfang frei, der von den zuvor fixierten und in der Fixierung gehaltenen Entgegensetzungen *gereinigt* ist. Was immer zu Recht kritisch genannt werden kann, wird auf einen solchen Anfang zurückgehen. Aus dem Prozeß der Krisis, dem *krinein*, gehen, wird er ausgetragen, die Neuorientierungen unseres Weltverhältnisses, eine Neubestimmung unserer selbst, eine neue Wahrnehmung der anderen und der uns umgebenden Gegenstände hervor, wie alles Vertraute zuvor in diesen Prozeß hinein untergegangen ist. An ihm hat die Kritik ihr je eigenes, von der Krise selbst hervorgebrachtes Maß. Vor ihm allein hat sie sich zu rechtfertigen.

Von hier aus wird das Unkritische der herrschenden Vorstellung von Kritik deutlich, die diese nur als Vermögen eines Subjektes begreift, welches selbstgewiß anhand einer fraglosen Norm (nicht selten anzutreffen in Gestalt einer der Krise gegenüber sich abdichtenden Idiosynkrasie) und mit Hilfe eines wohlüberdachten Regelwerks bestimmtes Einzelnes in Frage stellt. Diese funktional-instrumentelle Vorstellung von Kritik übersieht, daß jene Selbstgewißheit des Subjekts und diese Normen (mit den ihnen zugehörigen Regelwerken) von der Bewegung der Krise allemal in Frage gestellt werden. Gegenüber dieser Vorstellung ist zu vermuten, daß mit der Ausbildung eines neuen Weltverhältnisses sich im Durchgang durch die Krise auch allererst jenes Maß etabliert, das es ermöglicht, Etwas in einem bestimmten Horizont zu kritisieren. Die Rede von einer Aus-ein-ander-Setzung mit der Sache hat ihr Recht gerade aus der ihr vorgängigen Erfahrung eines Untergangs von Sache, Subjekt und Norm in der Krise. Daß die Griechen den unverfügbaren Umschlag aus der A-Porie mit dem Namen der Eu-Porie versahen, deutet darauf hin, daß sich die Möglichkeit einer kritisch-reflektierten Stellungnahme zu Etwas auch einem Gelingen und einem Geschenk verdankt, nicht nur einem Vermögen.

»Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch? Damit es uns glücklich macht, wie Du schreibst? Mein Gott, glücklich wären wir eben auch, wenn wir keine Bücher hätten, und solche Bücher, die uns glücklich machen, könnten wir zur Not selber schreiben. Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie wenn wir in Wäldern verstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord, ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.« Franz Kafka

III.

Es hieße die poetischen Texte der letzten zweihundert Jahre (wahrscheinlich sogar poetische Texte überhaupt) nicht oder zumindest nur partiell zur Kenntnis genommen zu haben, wollte man bestreiten, daß ihnen eine kritische Bewegung gegen die Selbstgewißheit des Subjekts einerseits, gegen Normativität und Regelwerk andererseits eigen ist. Es wäre daher verwunderlich, sollte sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Texten nicht auch von dieser Bewegung als gemeinte begreifen dürfen. Nimmt man aber ernst, was den poetischen Texten der Tradition von jeher als Anlage zur Krise beigegeben war, so sollte das verhindern, daß man mit diesen Texten editorisch etwa so umgeht, wie man es aus der Edition von Geschichtsquellen oder anderen primär in der Bezeichnungsfunktion aufgehenden Texten gewohnt ist. Auch und vielleicht sogar exemplarisch in der Begegnung mit dichterischen

Texten wird sich zunächst die Erfahrung einer radikalen Fremdheit einstellen, die jeden, der sich ihnen nähert, in jene Krise führen kann, die die Möglichkeit freigibt, daß wir in den Erfahrungen mit Literatur über jene Horizonte hinauskommen können, die uns immer schon bestimmt haben. Und man wird sich darauf gefaßt machen müssen, daß diese Texte dazu imstande sind, die allgemeinen Regeln und Prinzipien, wie mit ihrer Überlieferung editorisch zu verfahren ist, von sich selbst aus in Frage zu stellen.

IV.

Schon ein oberflächlicher Blick auf die Stoffe der Kleistschen Erzählungen und Dramen zeigt, daß Kleist einer der Autoren ist, in deren Werk sich die geschilderte Problematik zuspitzt.

Von Texten aber, die derart souverän und radikal den gesellschaftlichen Konsens über das Schickliche attackieren, ohne weiteres zu erwarten, sie fügten sich den von uns vorausgesetzten orthographischen und darstellerischen Konventionen, wäre naiv – es sei denn, man wollte die Behauptung wagen, es handle sich bei ihnen um mißlungene Texte, in denen Form und Darstellungsweise dem Stoff äußerlich sind. Wenn man diese offenkundig haltlose Annahme nicht machen will, wird man Schwierigkeiten bekommen bei editorischen Eingriffen, die Rechtschreibung, Interpunktion und alle weiteren konventionellen Signifikanten des Textes betreffen. Insbesondere eine Normalisierung der Orthographie – und sei sie noch so ›behutsam‹ – scheidet dann als editorische Tätigkeit aus. Nicht nur, weil der (aus platonisierenden Vorstellungen sich speisende und jede Normalisierung überhaupt erst ermöglichende) Gedanke einer Lautstandwahrung voraussetzt, was nicht vorzusetzen ist: wir wüßten heute, wie Kleist (oder wer auch immer) zu seiner Zeit gesprochen habe; sondern auch darum, weil die elementare materielle Einheit einer Edition bestenfalls das Graph, nicht jedoch das Phonem sein kann. Es allein ist überliefert. Der Unterschied zwischen »Seeligkeit« und »Seligkeit« scheint nur klein, und eine Edition, die sich an das fiktive Prinzip der Lautstandwahrung³ hält, wird fraglos die

3. Dieses Prinzip liegt übrigens auch in gewisser Weise der problematischen Unterscheidung von Variante und Korrektur zugrunde, die Lachmann in die Editionswissenschaft eingeführt hat. Vgl. in dessen Nachfolge etwa Hans Werner Seiffert: *Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte*, Berlin ²1969, 44. Man kann die dort vorgeschlagene Unterscheidung nur dann streng durchhalten, wenn man davon überzeugt ist, daß das Phonem gegenüber dem Graph einen grundsätzlichen Vorrang hat. Schon daß man es mit *Literatur* zu tun hat, sollte einen allerdings an der Angemessenheit dieser Prämisse zweifeln lassen. Da die Plausibilität einer Unterscheidung

heutige Schreibweise wählen. Er ist dennoch ein Unterschied ums Ganze, denn die Normalisierung verdeckt, daß bereits Kleist mit seiner allenthalben begegnenden Schreibweise gegen jene säuberliche etymologische Unterscheidung anschreibt, die für die Rechtschreiberegeln zunächst Adelungs dann des Duden maßgeblich geworden ist.⁴ Seele und Seeligkeit gehören für ihn, anders als für die damaligen und heutigen Wächter über das orthographische Regelsystem, offenkundig zusammen.

An diesem Beispiel sieht man auch, aus welcher Gleichgültigkeit dem Text gegenüber sich das Argument speist, man müsse schon darum mit der Orthographie nicht so viel hermachen, weil sie eben zu Kleists Zeit noch im Fluß war. Spätestens seit dem Erscheinen von Adelungs Wörterbuch und Rechtschreiblehre⁵ gab es für den deutschen Sprachraum Regeln der Orthographie, mit denen sich die avancierten Texte der Zeit auf ihre je verschiedene Art und Weise auseinandersetzten. Und es war die Dialektik der Normierungsbemühungen der Zeit, daß sie die Freiräume eines Schriftstellers nicht etwa eingeengt, sondern im

zwischen Variante und Korrektur zudem an dem ebenfalls problematischen Begriff der Autorintention hängt, wir aber von der Autorintention, wenn überhaupt, nur vermittelt über Texte wissen können, empfiehlt es sich, sich von dieser Unterscheidung nicht zuviel zu versprechen. Selbst wenn von einem Autor begleitende poetologische Reflexionen überliefert wären (wie das etwa bei Hölderlin der Fall ist), bliebe stets noch zu klären, in welchem Verhältnis sie zu einem ausgeführten poetischen Text stehen. Autor und Werk verhalten sich nicht einfach wie *causa* und *causatum* oder wie Intention und Erfüllung zueinander: die Sprache selbst – ihre *Macht* (Humboldt), aber auch ihre produktive Kraft – wäre, wollte man das annehmen, völlig übersehen. Eine Antwort auf die Frage, wo, wenn das überhaupt gelingen kann, der *Person* Kleist, ihr selbst, zu begegnen wäre, ist deshalb keineswegs von psychologischer Kaffeesatzleserei, sondern nur über den Weg einer Auseinandersetzung mit Kleists Texten zu erhoffen.

4. Vgl. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundart, besonders aber der Oberdeutschen*, Leipzig ²1793/1801, s.v. selig, IV Sp. 52., Hildesheim, New York 1970.
5. Die erste Auflage von Adelungs Wörterbuch erschien 1774 bis 1786. Die *Grundsätze der Deutschen Orthographie* kamen erstmals 1782 auf den Buchmarkt (verlegt von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, Leipzig). Es folgte die *Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung* (Leipzig 1788). Zur Bedeutung des Adelungschen Wörterbuchs für die deutsche Klassik – Schiller verstand es als »Orakel« – vgl. die Einführung von Helmut Henne zum Reprint von: Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundart, besonders aber der Oberdeutschen*, Leipzig ²1793/1801 Hildesheim, New York 1970, Bd. I, XXIF.

Gegenteil erweitert haben. Die Möglichkeit jedenfalls, gegen eine Regel zu verstoßen, setzt das Zugeständnis der Geltung dieser Regel voraus, und es ist daher an jeder einzelnen Stelle eines Kleistschen Textes zu prüfen, ob ein solcher Regelverstoß vorliegt oder nicht. Den das Nachdenken dispensierenden Trost, es sei nun einmal orthographisch regellos, was überliefert ist (und die darin liegende Konsequenz: eine Normalisierung darum auch nicht schlimm), spenden Kleists Texte und die allgemeinen Bedingungen, unter denen sie entstanden, nicht.

V.

In der Normalisierung und Normierung moderner Klassiker-Ausgaben reflektiert sich uneingestandenermaßen ein auch sonst überall anzutreffendes leitendes Interesse an der Herrschaft unserer Gegenwart über die Vergangenheit (in enge Nachbarschaft hierzu gehört der fragwürdige Begriff der ›literarischen Aneignung‹) einer Herrschaft, die an sich ebensowenig wünschenswert ist wie die unserer Gegenwart über die Zukunft. Man könnte, wollte man solchen Usurpationen entgehen, auf den Gedanken kommen, als Editor überhaupt nicht in die überlieferten Materialien eines Textes einzugreifen und sie ohne weiteres so zu reproduzieren, wie sie tradiert sind. Letztlich liefe dieses der Normalisierung direkt entgegengesetzte Extrem des editorischen Umgangs mit einem poetischen Text, der im Druck überliefert ist, auf eine reine Reprintausgabe hinaus und hätte faktisch zur Konsequenz, daß die Möglichkeit von Textkorruptelen ausgeschlossen, der herkömmliche Gedanke der *lectio difficilior* also ohne weitere Reflexion totalisiert würde. Eine solche Ausgabe wäre aber (was kritische Ausgaben zwar immer *auch* sein müssen, worin sie sich aber nicht erschöpfen dürfen) nur eine vollständige Materialsammlung. Die Arbeit des Editors wäre zu der eines Automaten herabgekommen. Wer eine solche Art von Ausgabe favorisiert, muß wissen, daß er nicht nur stillschweigend einer Dominanz der Vergangenheit und der Überlieferung über die Gegenwart das Wort redet – was sich als schlimm erweist, wenn in der Vergangenheit Fehler gemacht worden sind, zu denen sich jede Gegenwart als Korrektiv verhalten sollte; er muß auch wissen, daß es Unsinn wäre, eine solche Ausgabe noch als eine *Werkausgabe*, nicht als eine Ausgabe sämtlicher *Graphen* und *Spatien* zu publizieren. Für von der fortschreitenden Digitalisierung faszinierte Medientheoretiker mag eine solche Aussicht verlockend sein. Der Präntention, die die überlieferten poetischen Texte an unsere Aufmerksamkeit machen, dürfte allerdings kaum mit Mitteln der Medientheorie zu entsprechen sein. Eine solche Entsprechung erforderte eher die Bereitschaft, sich vorbehalt- und rückhaltlos der, wie Celan sich einmal doppeldeutig ausdrückt, »unabweis-

bare[n] Frage« und dem »unerhörte[n] Anspruch«⁶ noch des unscheinbarsten unter ihnen zu überlassen.

VI.

Die beiden Arten von Ausgaben, die ich eben idealtypisch auseinandergehalten habe, kommen, den Unterschied ihrer Zielsetzung abgerechnet, in der Verweigerung überein, sich der Krise und der In-Frage-Stellung auszusetzen. Impliziert die eine Weise, sich editorisch mit einem Text zu beschäftigen, unkritisch einen Primat des editorischen Subjekts über das Überlieferte, so kapituliert die andere vor der objektiven Gewalt des Tradierten. Die alte Opposition von Subjektivem und Objektivem wird dabei jedesmal dogmatisch und unfrei beibehalten und gegenüber der Möglichkeit der Krise abgeschottet. Wie schnell diese Opposition ins Wanken geraten kann und von der Fragestellung des Textes so sollizitiert wird, daß sie zugrundegeht, kann ein scheinbar marginales Problem der Textkonstitution der »Marquise von O...« zeigen, das ich gleich diskutieren möchte, weil es für den bisherigen editorischen Umgang mit dem Text exemplarisch ist.

Die Rede von der ›Textkonstitution‹ ist dabei im folgenden durchaus unmetaphorisch zu nehmen: Was überliefert ist, ist nicht schon der Text, sondern bestimmte Stücke Sprache verschiedener Herkunft (das Material der Textkonstitution); ein Eigenname, dem diese Stücke Sprache auf diffuse Weise als Autor unterstellt werden; und ein ganzer Wust von Vorstellungen, der sich an diesem Namen festmacht. Der Text konstituiert sich und wird konstituiert, indem all das – virtuell an jeder einzelnen Stelle des Textes, an jedem Komma, jeder Lücke, jedem Gedankenstrich, jedem Auslassungszeichen immer wieder aufs Neue – im Durchgang durch die Krise in Frage gestellt wird.⁷ Die Textdarbietung der *BKA* gibt von diesem Prozeß nur den Leichnam des Resultats: den konstituierten Text einerseits und das von ihm geschiedene Material des Apparats andererseits. Die graphische Kluft zwischen Text und Apparat auf jeder Seite der *BKA* ist Narbe jener Krise, der der Text seine Konstitution verdankt. Ob eine Objektivierung zu Recht besteht oder nicht, ist dabei aus methodischen Gründen nicht mit Mitteln eines noch so reflektierten Positivismus zu entscheiden – denn er setzt

6. Paul Celan: »Der Meridian«, in: Beda Allemann/Stefan Reichert (Hg.), *Paul Celan. Gesammelte Werke*, Bd. 3, 187–202, hier 199.
7. Von hier aus, nicht etwa aus einer bibliophilen Manie, erklärt es sich, daß die *BKA* der Individuierung der einzelnen Texte schon im Aufbau der Gesamtausgabe nachkommt und jeder Einzeltext die ihm *und nur ihm* angemessene editorische Behandlung finden soll.

(wie versteckt auch immer) allemal den Text schon als ein Objekt voraus. Die Prüfung einer kritischen Edition wird daher nicht gelingen, ohne den kritischen Weg einer Thematisierung und In-Frage-Stellung des gesamten Textvorverständnisses zu gehen. Dieses Textvorverständnis wird sich aber wiederum nur am Text selbst ausweisen können, den zu prüfen es sich anschickt. Der Text bestimmt so an jeder fraglichen Stelle die Interpretation; umgekehrt bestimmt an jeder fraglichen Stelle die Interpretation den Text. Angesichts dieses Verhältnisses wäre die Literaturwissenschaft gut beraten, die traditionelle Verachtung der Interpretation in Editionsfragen (ohnedies nur ein Eingeständnis ihres eigenen Unvermögens) und die komplementäre Hochschätzung ihrer scheinbar vom Subjektivismus nicht infizierten Textgrundlagen noch einmal zu überdenken. Beider Halbwertszeit ist *an jeder fraglichen Textstelle* die gleiche. Und es wäre eine verharmlosende Redeweise, wollte man im Blick auf das kritische Grundverhältnis vom altbekannten hermeneutischen Zirkel sprechen. Die Bewegung, der man sich in diesen Fragen anzuvertrauen hat, ist die eines Wirbels, in welchem jede Gewißheit vergeht.

VII.

Eine kritische Ausgabe der »Marquise von O...« sieht sich vor das Problem gestellt, wie sie mit der verschiedenen Schreibung des Wortes »Commendant«/»Kommandant« umgeht, die in dem Druck von 1810 (= E) begegnet. Für den Erstdruck im »Phöbus« (= P) wäre eine ähnliche Überlieferungslage⁸ zu debattieren, doch will ich mich bei der Diskussion des Problems auf Kleists spätere Überarbeitung des Textes beschränken, die für die Textkonstitution der *BKA* maßgeblich ist.

Man muß sich klarmachen, daß die Rede von der ›verschiedenen Schreibung des [also *eines*] Wortes‹ bereits unkritisch eine Vorentscheidung darüber enthält, in welchem Horizont sich das Problem zeigen kann, mit dem die Auseinandersetzung zu suchen wäre – so daß die kritische Auseinandersetzung durch diese Orientierung bereits entfällt. Indem man nämlich annimmt, die unterschiedliche Schreibung sei indifferent gegenüber der Einheit des Gemeinten – nämlich des ›Kommandanten‹ im heute gebräuchlichen Sinne –, kann die Verschiedenheit zweier Schreibungen nur als ein semantisch irrelevanter Überfluß erscheinen, mit dem dann mehr oder weniger beliebig verfahren werden kann. Es ist aber durchaus die Frage, ob die Hypothese, es handle sich um *ein* Wort *nur* verschiedener Schreibung, berechtigt ist. Bevor man zu ihrer Stützung sogleich zu Mutmaßungen über den Produktionsprozeß

8. Vgl. *BKA* II/2, 17₅; 18₁; 18₂₂₋₂₃.

(Schreibversehen des Autors, Setzerfehler etc.) greift⁹, wäre aus methodischen Gründen zu fordern, zunächst einmal das Überlieferte in seinem virtuellen Bezug auf den Text selbst zu befragen. Obwohl man – wie sich von selbst versteht – die Möglichkeit von mechanischen oder sonstigen Fehlerquellen bei einer Textüberlieferung nie ausschließen kann, sollte man doch bei Texten, wie die Kleists es sind, mit Hypothesen über den Einfluß des Entstehungsprozesses auf die Überlieferungsgestalt solange zurückhaltend sein, bis alle innertextuellen Kohärenzvermutungen gescheitert sind.¹⁰ Das ist eine *Minimalbedingung*, die erfüllt sein muß, um etwa die Annahme eines Setzerfehlers, eines Schreibversehens oder einer bedeutungslosen Schreibirregularität zuzulassen.¹¹

Man muß zugeben, daß sich angesichts des Problems der Schreibung der Worte ›Commendant‹ und ›Kommandant‹ in der »Marquise

9. In der Tat kann auffallen, daß die Editionswissenschaft ganz allgemein dazu neigt, Textprobleme zu rasch in Probleme der Textproduktion zu überführen – wobei überrascht, daß dabei der sonst so perhorreszierten Spekulation nun ohne weitere Vorbehalte Tür und Tor geöffnet wird. Der Stand der Begrifflichkeit, mit der über den Herstellungsprozeß spekuliert wird, ist dabei in der Regel auf dem Niveau der am Verhältnis von Ursache und Wirkung orientierten mechanistischen Seelenlehren des 18. Jahrhunderts.
10. Für jede kritische Editionswissenschaft müßte dabei der Begriff der Relevanz im Mittelpunkt ihres Interesses stehen. Vorarbeiten zu dessen Bestimmung finden sich bei Alfred Schütz: *Das Problem der Relevanz*, hg. u. erl. v. Richard M. Zaner. Mit e. Einl. v. Thomas Luckmann, Frankfurt am Main 1971; Alfred Schütz/Thomas Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1979, hier Bd. 1, 224ff.
11. Vgl. hierzu auch Hans Zeller: »Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition«, in: Gunter Martens/Hans Zeller (Hg.): *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, München 1971, 45–89, bes. 70ff. Die Schwierigkeit bei Zellers Vorstellung von einem Textfehler liegt im Begriff des Kontextes (oder, wie sich Zeller auch ausdrückt, der textinternen Struktur), bei dem immer zu befürchten ist, daß er ein Herrschaftsverhältnis des Ganzen über die Teile impliziert. Die Fragwürdigkeit der These vom Primat des Kontextes, wie sie seit Schleiermacher oder Saussure immer wieder behauptet wird, kann man sich leicht am Satzverstehen deutlich machen. So richtig es ist, mit Frege zu sagen, nur im Zusammenhang eines Satzes hätten Wörter eine Bedeutung, so richtig ist umgekehrt auch, daß ein Satz nur sinnvoll ist, vermittelt über die semantische Schwerkraft der einzelnen in ihm versammelten Ausdrücke (und Pausen, die ihn begrenzen und durchschneiden). Kontext ist kein topographischer Ausdruck (nicht alles, was in der Umgebung eines Wortes steht, gehört zu dessen Kontext), sondern ein dialektischer Terminus, der immer schon eine *herrschaftsfreie* Vermittlung von Einem und Vielem voraussetzt – mit der Pointe, daß in poetischen Texten manchmal schon ein kleines Detail genügt, um die zuvor etablierte Vorstellung vom Kontext in die Krise zu führen.

von O...« eine solche Annahme nahezulegen scheint. Die Schreibung ›Commendant‹ taucht im überlieferten Material der »Marquise von O...« insgesamt 77 mal auf (flektierte Formen und Komposita eingeschlossen); die Schreibung ›Kommandant‹ hingegen nur an drei Stellen. Die Ausgabe Erich Schmidts vom Anfang dieses Jahrhunderts hielt diese drei Stellen denn auch ohne weiteres für korrupt (und das impliziert zugleich das Urteil: für das Textverständnis irrelevant) und normierte mit Blick auf Wahrung des ›Lautstandes‹, wobei Schmidt den Eingangskonsonanten der deutschen Schreibung anglich. In seiner Edition findet sich folglich stets die Schreibung ›Kommendant‹ – ein klassisches Kunstprodukt editorischer Tätigkeit, das legitimerweise einem mutmaßlich entstellten Text durch einen kleinen Eingriff auf die Beine helfen will.

Sembdner hat in seiner Edition aus dem überlieferten Material einen anderen Schluß gezogen: die Konsequenz war allerdings auch bei ihm eine Normalisierung der Orthographie. Im Nachwort seiner Ausgabe¹² moniert er an Schmidts Vorgehen, es setze »Kleists fehlerhafte, aber phonetisch gleichgültige Schreibweise *Commendant* selbst an solchen Stellen ein, wo ursprünglich die korrekte Form [i.e. für Sembdner ›Kommandant‹] gestanden hatte.« In seiner Ausgabe der »Marquise von O...« finden sich demzufolge die 77 Stellen des Textes, an denen ›Commendant‹ überliefert ist, an die drei Stellen orthographisch angeglichen, an denen das nicht der Fall ist. In Sembdners Text begegnet daher durchgängig die Schreibung ›Kommandant‹.¹³

Man kann so vorgehen – vielleicht auch in der Absicht, Schüler nicht durch eine sonderbare Schreibweise zu verwirren.¹⁴ Es wäre aber irrig, ein solches Tun Text-Kritik zu nennen. Schon ein dogmatischer Positivismus hätte Schwierigkeiten, Kleists Schreibweise ›Commendant‹ »fehlerhaft« und »phonetisch gleichgültig« zu nennen, ist sie doch die

12. Helmut Sembdner (Hg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe*, 2 Bde., München 1985, hier Bd. 2, 1038.
13. Die von Siegfried Streller in Zusammenarbeit mit Peter Goldammer, Wolfgang Barthel, Anita Golz und Rudolf Loch herausgegebene Ausgabe (*Werke und Briefe in vier Bänden*. Frankfurt am Main 1986) hat schließlich die dritte Möglichkeit einer Normierung ergriffen. Bei ihr steht an allen Stellen »Commendant«.
14. Vgl. dagegen aber schon Karl Lachmann: »Rechenschaft über L. Ausgabe des Neuen Testaments«, in: ders., *Kleinere Schriften zur classischen Philologie*, hg. von J. Vahlen, Berlin 1876 (= *Kleinere Schriften* Bd. 2), 250-272, hier 254: »Es ist meines Amtes nicht, zu beurtheilen, ob man etwa, um der Schwachen zu schonen, auch noch unkritische von Anstößen gereinigte Texte zu machen zweckmäßig finden wird; aber nur ja nicht einen einzigen unveränderlichen, sondern nach Verschiedenheit der Subjectivitäten verschiedene.«

einzigste, die in Adelungs Wörterbuch verzeichnet ist¹⁵, und in ihrer phonetischen Realisation wohl auch deutlich von ›Kommandant‹ zu unterscheiden.

Was aber mehr noch ins Gewicht fällt, ist, daß bei Schmidt wie bei Sembdner die in die Krisis hineinführende Frage, ob sich nämlich an der Verschiedenheit der abweichenden Signifikanten ein differenzierter, dem Text selbst zugehöriger Sinn niederschlägt, erst gar nicht gestellt wird.¹⁶ Eben diese Frage aber stellt sich angesichts der überlieferten Dokumente. Wer sich auf sie nicht einzulassen bereit ist, verhält sich wie jemand, der die Möglichkeit auszuschließen sucht, in einem Gespräch könne sein Gegenüber ein Wort verwenden, das er noch nicht kennt – und zu diesem Zweck eher dazu bereit ist anzunehmen, die Akustik des Raumes habe das Wort seines Gegenübers entstellt, als zurückzufragen oder gar durch die Wahrnehmung der sonderbaren Äußerung des Anderen die Fiktion, der eigene Wortschatz sei längst abgeschlossen, in Frage stellen zu lassen. In der Tat aber steht bei dem scheinbar marginalen editorischen Problem der beiden Schreibungen ›Commen-/Kommandant‹ das Ganze des Textvorverständnisses in Frage. Eine kritische Entscheidung in dieser Sache wird demnach nicht zu fällen sein, ohne daß man sich Gedanken macht, welche Auswirkungen diese Entscheidung wiederum auf das Textverständnis hat.

15. Vgl. Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, s.v., Bd. 1, 1342: »von dem Franz. Commandant, der oberste Befehlshaber in einer Festung, der alles, was den Dienst einer Besatzung, die Unterhaltung der Festungswerke, und die Vertheidigung des Ortes betrifft, anzuordnen hat.« In Friedrich Nicolais *Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten und der umliegenden Gegend*, 3 Bde., Berlin ³1786, 146, findet sich übrigens die heutige *Kommandantenstraße* (Berlin) noch als *Neue Kommandantenstraße* beschrieben. Der dem ersten Band beigefügte Stadtplan gibt dagegen *Commandantenstraße* zu lesen.
16. Es ist klar, daß Sätze wie »in der Regel schreibt Kleist [...]« hierbei nur wenig helfen. Sie sind im strikten Sinne vorkritisch – und sollten spätestens seit Szondis in den Hölderlin-Studien vorgetragenen Kritik an der Parallelstellen»methode« von einer kritischen Textwissenschaft nicht mehr verwendet werden. Wenn jemand 999mal ein Wort in einer bestimmten Bedeutung gebraucht (was schon als Annahme zu bestreiten wäre, denn die Situationen des Gebrauchs verändern sich), heißt das noch lange nicht, er könne nicht beim nächsten Mal etwas anderes mit dem Wort meinen – es sei denn, man wolle einem Menschen grundsätzlich abstreiten, daß er auch etwas Neues probieren oder etwas dazulernen könne. Es gibt in der publizierten Textpoetik der letzten 50 Jahre nur wenig Fortschritte an Einsicht; Szondis Kritik an besagter Methode rechnet dazu, und es ist leider bezeichnend, wie schnell über sie hinweg wieder zur Tagesordnung übergegangen worden ist.

VIII.

Vielleicht gibt es keine zweite Erzählung Kleists, die sich derart souverän dem Bedürfnis des Lesers widersetzt, mit einer *Person* des erzählten Plots sympathisieren zu können (von einer Befriedigung des Identifizierungsbedürfnisses ganz zu schweigen), wie die »Marquise von O...«. Manche neueren Interpretationen scheinen sogar geradezu zu dem Zweck und unter dem Druck des Verlangens geschrieben zu sein, diese Sprödigkeit und Verweigerung vom Text zu nehmen.¹⁷ Meist berufen sich Rettungen dieser Art natürlich auf die Person der Marquise von O.... selbst, obwohl schon der Umstand, daß sie der Erzähler an keiner Stelle der Erzählung beim Vornamen nennt¹⁸, gegenüber einem solchen Versuch skeptisch machen sollte. Allerdings scheint der Text selbst einen Satz als Kronzeugen für eine positive Wertung der Marquise anzubieten – und tatsächlich wird hier ein Angebot an den Leser gemacht, das zu einer günstigeren Einschätzung der Marquise führen könnte. An dieser Stelle, die in apologetischen Interpretationen immer wieder angeführt wird, heißt es in Kleists Text: »Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eigenen Hand, aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor.«¹⁹ Es wäre töricht abzustreiten, hier könne nicht für einen Moment der Gedanke freier Selbstbestimmung die Decke durchstoßen, die die Zwänge der »bürgerlichen«²⁰ Adelsgesellschaft über alle persönlichen Verhältnisse in dieser Erzählung geworfen hat. Er hat seinen Ort aber an einer äußersten Grenze, die Kleists Text nirgends überschreitet und die es verhindert, irgendeine Handlung irgendeines Aktanten dieses Textes völlig unzweideutig einschätzen zu können. Sosehr der Marquise Einstehen für die Kinder ein Moment von Freiheit in Anspruch nimmt, sosehr ist auch richtig, daß die Motive, die sie zu ihrer Handlung führen, präzise jene sind, die, wenngleich auf je verschiedene Weise, die Vorstellung aller beherrschen: solche des Besitzenwollens. Das unterstreicht mit Nachdruck der folgende Satz, der von apologetischen Deutungen meist nicht mehr zitiert wird. Zwar ist die Marquise für einen Augenblick »im Freien«²¹, aber dieser Augenblick ist schon vergangen, indem sich zeigt, daß der

17. Als ein Extrem in diesem Sinne nenne ich Eberhard Schmidhäuser: »Das Verbrechen in Kleists ›Marquise von O...‹. Eine nur am Rande strafrechtliche Untersuchung«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1986, 156–175, der sich sogar für den Grafen darum bemüht, die »Einheit seiner Persönlichkeit« (173) zu retten.

18. Im Unterschied etwa zum Grafen.

19. BKA II/2, 59f.^{21ff.}

20. BKA II/2, 62₃.

21. BKA II/2, 60₄.

Feind, dem sich die Marquise entronnen wähnt, längst okkupiert hat, worin sie sich in ihrem Eigensten glaubt: den Horizont ihrer Vorstellungen. »Der Aufruhr, der ihre Brust zerriß, legte sich, als sie im Freien war, sie küßte häufig die Kinder, diese ihre liebe *Beute*, und mit großer *Selbstzufriedenheit* gedachte sie, welch einen Sieg sie, durch die Kraft ihres schuldfreien Bewußtseyns, über ihren Bruder davon getragen hatte.«²² Das Komma (statt des zu erwartenden Punktes) zwischen erstem und zweitem Hauptsatz dieser Periode läßt es in der Tat zu, von diesem ganzen Passus als von einer Peripetie zu reden – allerdings nicht zu einem anderen, sondern ins Selbe, wie es an anderer Stelle heißt: »in die alte Ordnung der Dinge«²³ zurück. Das Verhältnis zu den Kindern, ein innerliches *par excellence*, wird vollständig in Ausdrücken beschrieben, die dem Vokabular des Krieges entstammen. Die Kinder werden zur Beute herabgesetzt – und das heißt eben auch: zur Sache, derer man sich gewaltsam bemächtigt.²⁴ Auch das eine Vergewaltigungsphantasie.

Vom zweiten Satz dieses Abschnittes aus liest man dann auch den ersten vielleicht wieder aufmerksamer und kann schon an der semantischen Reibung der beiden Worte »schön« und »Anstrengung« ein wenig verunsichert werden. Zugleich wirft die Art und Weise, wie die Rede vom »Selbst« eingeführt wird, ein bezeichnendes Licht auf das, womit die Marquise in der momentanen Situation bereits zufrieden (vgl. den folgenden Satz) ist. Denn »jemanden mit jemanden bekannt machen« ist ein Ausdruck, der in dem Zusammenhang, in dem er hier gebraucht wird, wiederum ein inneres Selbstverhältnis an die Äußerlichkeit und Förmlichkeit preisgibt. Kleists Text spricht nicht etwa von einer Besinnung. Nicht nur ist es so, daß nur einander Fremde miteinander bekannt gemacht werden können; dieses Tun ist überdies ein gesellschaftlich-höflicher Akt. Hinzu kommt, daß das wechselseitige Einandervorstellen allein die Möglichkeit eines künftigen Kennenlernens bedeutet, nicht dessen Wirklichkeit. Weit entfernt davon, Selbsttransparenz zu bezeichnen, wird durch Kleists Formulierung gerade vollständiges Bei-Sich-Selbst-Sein der Marquise dementiert. Wie so manches läßt die »Geschichtserzählung«²⁵ der Vorkommnisse auch dieses Versprechen unerfüllt. Nur als Versprechen und als uneingelöste Möglichkeit bleibt es – in seiner Grenze – zu bewahren.

22. BKA II/2, 60₃; Herv. v. mir.

23. BKA II/2, 19_{8f.}

24. Wobei die Rede von der Beute auch darum befremdlich ist, weil sie voraussetzt, daß die Marquise dem Obristen ein Recht auf ihre Kinder zugesteht.

25. BKA II/2, 64₁₀.

IX.

Wer sich gleichwohl eine positivere Einschätzung der Marquise retten will, dürfte spätestens mit der unwürdigen²⁶ Farce des Schlußabschnitts der Erzählung Schwierigkeiten bekommen.²⁷ Es gibt am Ende keine Person, deren Ansehen dieser Schlußabschnitt, eine Art letztes Gericht, nicht rückwirkend noch weiter beschädigen würde. Nicht allein der Graf nimmt, wie es dort sarkastisch heißt, »den Huth vor der Gesellschaft«²⁸ ab – die Kunst der Unterwerfung unter jenes Spiel der Konvention, das sie hier aufführen und das mit ihnen spielt, üben konzerntant alle. Die Rolle, die auf den letzten Seiten der Erzählung das Geld und das Avancement der Marquise in den Grafenstand spielt, ist für den Pakt aller mit dem Bestehenden nur der äußerlichste Beleg. Was immer jene Verzeihung »alle[r] Seiten« *um*, wie Kleists Text doppeldeutig final-adversativ ausspricht, »der gebrechlichen Einrichtung der Welt *willen*«²⁹ sonst noch sein mag – in ihr liegt allemal, daß sie die bestehenden Verhältnisse zu stabilisieren sucht. Diese Verhältnisse aber lassen innerhalb von Kleists Text sämtliche von ihnen betroffenen Personen in ihrem Personsein in Hälften zerspringen, die sie selbst (ein Ausdruck, der hier nur noch mit Vorsicht verwendet werden kann) nicht mehr miteinander vermitteln können. Wenn Personsein irreduzibles Fürsichselbstsein und Eingebundensein in Sozialität zugleich meint³⁰, so zeigt Kleists Text präzise den Riß, der sich in der bürgerlichen Adelsgesellschaft durch dieses Zugleich zieht.³¹ Kein Zufall ist darum, daß gerade in der Schlußpassage Zweierzahlen so wichtig werden. Sie sind wie die

26. Daß in der »Marquise von O....« so häufig von Würde geredet wird, hängt direkt damit zusammen, daß die *personale* Integrität aller Gestalten in Frage steht. Eine Anbindung des Begriffs der Würde an den der Person besteht explizit mindestens seit Kant. Vgl. die einschlägigen Passagen in Immanuel Kant: »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«, in: *Akademieausgabe*, Bd. IV, 436 und ders.: »Metaphysik der Sitten«, in: *Akademieausgabe*, Bd. VI, 223, 434f.
27. BKA II/2, 100ff._{6ff.}
28. BKA II/2, 100₁₉.
29. BKA II/2, 102_{2f.}; Herv. v. mir.
30. Vgl. hierzu zusammenfassend Reto Luzius Fetz: »Personbegriff und Identitätstheorie«, in: *Freiburger Zeitschrift für Theologie und Philosophie* 35 (1988), 69–106.
31. Wie wenig Kleists Text diesen Riß zu verschleiern sucht, erkennt man dann, wenn die Frage nach einer strafrechtlichen Untersuchung des vom Leser zu rekonstruierenden Delikts erst gar nicht gestellt wird – obwohl Vergewaltigung natürlich ein Officialdelikt ist. Der Trugschluß des Textes bleibt nach dieser Seite hin völlig unaufgelöst. Vgl. den Hinweis bei Joachim Bohnert: »Positivität des Rechts und Konflikt bei Kleist«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1985, 39–55, hier 44.

11³² nicht nur ganz abstrakte Anzeichen für das Gespaltensein der Personen; sie weisen auch auf den Bann des Wiederholungszwangs, der sich am Ende definitiv durchgesetzt hat. Daß das »dritte [...]«³³ Kind³⁴ schließlich umstandslos zu einem »ersten« herabgestuft werden kann, dem »jetzt noch« »eine ganze Reihe von jungen Russen«³⁵ folgte³⁶, gehört in den Zusammenhang des Undsowweiter ebenso wie adversativ die zuvor eingeführte befremdlich abstrakte Rede vom »gefürchteten« oder »fürchterlichen«³⁷ Dritten. Ein Drittes nämlich fürchten, – »um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen« – all jene, die als Personen unter dem Druck der Verhältnisse und auf Grund ihrer eigenen Schwäche in zwei bezugslose Teile von Personalität zersprungen sind, die von ihrer Rollenidentität³⁸ dominiert werden: die Marquise, der Graf, die Obristin und der Obrist.

X.

Für die Marquise tritt dieses Auseinanderfallen besonders deutlich an der oben zitierten Stelle hervor, an der der Gewinn von Selbständigkeit direkt zur Unterwerfung unter Vorstellungen umschlug, die sie heterogen bestimmten. Gerade indem hier der utopische Gedanke von Selbstbestimmung sich am Horizont abzeichnet, tritt der anschließende Fall des Bewußtseins so scharf hervor. Weiter illustrieren ließe sich die Gespaltenheit der Person der Marquise an ihrem Schwanken zwischen der Kultivation ihrer Innerlichkeit und dem unmotivierten Drang, sich zu

32. Vgl. hierzu auch den Aufsatz von Oskar Seidlin: »What the Bell Tolls in Kleist's ›Der zerbrochne Krug‹«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 51 (1977), 79–97. Vgl. BKA II/2, 73₂₃; 75₄; 85₈; 91₁₈; 92₂₀; 98₈; 99₂₃.
33. BKA II/2, 61₂.
34. Anfänglich verheißt das Kind auf Grund der Parallele zur unbefleckten Empfängnis Erlösung. Wie der Erzähler mit seinem weiteren Schicksal umgeht, ist jedoch geradezu exemplarisch für die Art und Weise, in der die Erzählung am Ende ihr utopisches Potential neutralisiert.
35. BKA II/2, 102_{10f.}.
36. Wobei die eigenartige Formulierung: »Eine ganze Reihe von jungen Russen folgte jetzt noch dem ersten« im Zusammenhang der ganzen Erzählung sich auch noch anders auslegen läßt als auf die Kinder.
37. BKA II/2, 93₁₉; 102₁₃.
38. Vgl. in diesem Zusammenhang die Stellen BKA II/2, 12_{11ff.}: »Der russische Officier, der, nach der Rolle zu urtheilen, die er spielte, Einer der Anführer des Sturms zu seyn schien [...]«; 26_{17ff.}: »[...]«, daß ihm, bei der ungünstigen Rolle, die er eben jetzt zu spielen gezwungen sey, [...]«; 93_{8ff.}: »Die Mutter bemerkte die Unschicklichkeit der Rollen, die der Vater und der Bruder dabei zu spielen haben würden, [...]«.

profanieren, welcher krasser nicht hätte dargestellt werden können als durch die Zeitungsannonce. Käthchen und Penthesilea stehen beziehungslos nebeneinander. Der Graf, *als Person* von der Marquise schon darum nicht wahrgenommen – wie Kleists Text sagt: *empfangen*³⁹ –, weil im Horizont der unmenschlichen Vorstellungen von Engel und Teufel schematisiert, zerfällt vor den Augen des Lesers ebenfalls in zwei disparate Teile: Zum einen ist er *anscheinend* der von seiner Begierde Getriebene, der den Anderen mißbraucht, und er zeigt sich andererseits als Altruist, der zu jedem Opfer bereit ist. Als *mutmaßlicher*⁴⁰ Vergewaltiger der Marquise scheint er sich gewaltsam alle Rechte einer anderen Person gegenüber zu nehmen: er macht sie zum Vehikel der Triebabfuhr, zur Sache; als Ehemann unterschreibt er einen »Heiraths-kontrakt«⁴¹, der ihm, das andere Extrem, allein Pflichten überträgt – er macht sich selbst zur Sache. Frau von G..., an sich als vermittelnde Gestalt angelegt, erweist sich in ihrem durchgängig instrumentellen Handeln nicht als Vermittlerin, sondern, wie Kleist in dem scharfen Schlußabschnitt ausspricht, als vom Geld korrumpierte *Veranstalterin*⁴². Der eingangs unversöhnliche Diktator, ihr Mann, »gebährdet [...]«

39. BKA II/2, 92_{16f.}; 93₁₃.

40. Alles kommt auf dieses »mutmaßlich« an. Denn es ist auf dem Faktum zu insistieren, daß die einzige Instanz, die die Frage beantworten könnte, ob der Graf die Marquise tatsächlich vergewaltigt hat, der Erzähler, hierüber schweigt. Der Leser wird von ihm systematisch im Unklaren gelassen. Kleists Text ist dabei so geführt, daß von dem ominösen Gedankenstrich an die Vorstellung, es habe tatsächlich eine Vergewaltigung stattgefunden, zunehmend die Einbildungskraft des Lesers *penetriert* – so der Leser das zuläßt. Wie suggestiv der Text diesbezüglich ist, zeigt sich bei einem Blick auf die zeitgenössische Rezeption, die Stellungnahme der Wiener Zensurbehörde und die sich anschließende literaturwissenschaftliche Sekundärliteratur. Daß die Wahrscheinlichkeit nicht immer auf Seiten der Wahrheit ist, muß aber nicht eigens betont werden. Das Eigenartige ist, daß von Anfang der Rezeptionsgeschichte dieses Textes an eine Auslegung *ad malum*, wenn man so will, eine befleckte Empfängnis, stattgefunden hat – mit der Folge, daß man Kleists Text als schockierend empfinden mußte. Wollte man aber sagen, dieser Text sei um eines solchen Schockes willen geschrieben worden, so hätte man nicht einmal die halbe Wahrheit gesagt. Denn der Schock, den man sich in der Rezeption dieses Textes zuziehen *kann* (und sich zugezogen hat), ist das genaue Pendant zu der vom Leser selbst rekonstruierten Vergewaltigung auf der Ebene des Plots: In ihm macht sich der ohnmächtige Leser zur Sache. Er muß sich aber nicht zur Sache machen, sondern kann die Bedeutung des Gedankenstriches auch offenhalten. Meine Bemerkungen sind daher auch keineswegs ein Plädoyer für die These der unbefleckten Empfängnis, sondern dafür, den Text als ein Experiment mit der Einbildungskraft der Leser wahrzunehmen.

41. BKA II/2, 99₁₁.

42. BKA II/2, 101_{20f.}.

sich, nachdem er seine ganze Verfehlung abschätzen kann, »ganz convulsivisch«⁴³ – die »Lust der himmelfrohen Versöhnung«⁴⁴, die seine Frau zu spüren glaubt, rührt nach der zu erschließenden Vergewaltigung der Marquise durch den Grafen an ein zweites Tabu. Sie trägt unübersehbar Züge des Inzests. Auf dem Hintergrund der Tatsache, daß der Obrist eingangs nach allen Regeln der Konvention und vollständig dem Komment verpflichtet die ihm anvertraute Zitadelle verteidigt, löst die Vorstellung eines haltlos schluchzenden Hysterikers, der sich über seine eigene Tochter hermacht, das Bild eines einheitlichen Charakters definitiv auf.

XI.

Das Nachdenken über Kleists Text ist damit an dem Punkt angelangt, an dem man sich der kritischen Frage der differierenden Schreibungen ›Commendant‹ und ›Kommandant‹ noch einmal stellen kann. Vielleicht nämlich ist die orthographische Differenz schon an sich selbst kritisch und entspringt einer Krise, die das herrschende Prinzip – es handelt sich um die Person des *Obristen* – in Frage stellt. Dabei weist die fremde Schreibung ›Commendant‹ vermittelt über das Französische zurück auf das lateinische Verbum ›commendare‹, das zunächst mit ›befehlen‹ oder ›kommandieren‹ überhaupt nichts zu tun hat, sondern ›anvertrauen, übergeben‹ meint.⁴⁵ Der Begriff der ›Kommende‹ hat diese Bedeutung bis heute bewahrt. Bereits im zugrundeliegenden Stammverb ›mandare‹ selbst gehen die Worte ›manus‹ und ›dare‹ eine Verbindung ein, die auf ein bestehendes Vertrauensverhältnis deutet. Ein solches Vertrauensverhältnis wird aber ohne Wechselseitigkeit nicht zu denken sein, und alles, was sich aus ihm an Befugnissen für einen ›Commendanten‹ ableitet, insbesondere das Recht des Krieges: anderen Befehle zu erteilen, leitet seine Legitimation aus dem anfänglichen Verhältnis ab. Indem Kleists Text die Schreibung ›Kommandant‹ mit der Schreibung ›Commendant‹ engführt, tritt das allgemeinere Grundverhältnis des Anvertrauens allererst in Kontur. Daß ›Commendant‹ in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf diese Weise geschrieben wird, ist eine fortwährende Erinnerung an dieses Verhältnis, der Schritt zum ›Kommandanten‹ hingegen Ausdruck von Regreß. In ihm reflektiert sich die Preisgabe des Grundverhältnisses an die den Personen gegenüber indifferente Äußerlichkeit von Befehlen und Gehorchen.

43. BKA II/2, 88₂₁.

44. BKA II/2, 92_{20f.}.

45. Vgl. Hermann Menge: *Langenscheidts Großwörterbuch. Lateinisch-Deutsch*, Berlin, München, Wien, Zürich ¹⁷1971, s.v. *commendo*, 141.

Kleists Text hätte die Spannung, die die Person des Obristen zerreißt, nicht stärker hervorheben können als durch den folgenden Satz des Eingangsabschnittes: »Der Obrist erklärte gegen seine Familie, daß er sich nunmehr verhalten würde, als ob sie nicht vorhanden wäre; und antwortete mit Kugeln und Granaten.«⁴⁶ Als Reaktion auf eine bestimmte Situation, die es ihm anscheinend⁴⁷ nicht mehr erlaubt, die Einheit seiner Person in der Opposition von öffentlicher Aufgabe und privatem Eingebundensein in die Familie zu wahren, ist diese Erklärung »gegen seine Familie« selbst schon eine Antwort »mit Kugeln und Granaten«.⁴⁸ Militärische Vorstellungen überformen ihm von nun an sprachlich die persönlichen Verhältnisse. Hierfür steht nicht nur die eigenartig metaphorische Rede vom Antworten an der eben zitierten Stelle – an sich ist sie auf den Dialog bezogen –, sondern auch die spezifische Deformation, daß der Obrist, nachdem er von der Schwangerschaft seiner Tochter erfahren hat, nur noch »auf eine Art« zu bitten versteht, »die einem Befehle gleich«⁴⁹ sieht. Das an die Person des Anderen frei appellierende Bitten geht im Befehlston unter, der voraussetzt, man könne mit dem Anderen umgehen wie mit einer Sache. Das Wissen um das persönliche Versagen läßt sich an beiden Stellen gleichwohl nicht unterdrücken: Im »als ob« des zuerst zitierten Satzes ist es ebenso anzutreffen wie im »Gedächtniß«⁵⁰ seiner Tochter, das der Obrist durch eine äußerliche Veranstaltung, das Abhängen eines Porträts, »ganz zu vertilgen«⁵¹ sucht.

In diesem Zusammenhang wird es sprechend, daß Kleists Text den Obristen zum ersten Mal ›Kommandanten‹ nennt, als es sich erweist, daß dieser seiner Pflicht, die ihm Anvertrauten zu schützen, im Fall der Marquise nicht hat nachkommen können: Vom »Kommandant[en]« heißt es dort nämlich, er sei »auf die Nachricht von dem Unfall, der die Marquise betroffen hatte, in die äußerste Bestürzung«⁵² geraten. Der Titel wird zur Worthölse – wie sehr, mag man daraus ersehen, daß beim nächsten Auftritt des ›Kommandanten‹ nicht mehr länger er der »Befehlshaber«⁵³ ist, sondern, wie im unmittelbar vorhergehenden Satz ostentativ ausgesprochen, der russische General, den er gleich

46. BKA II/2, 9_{ff.}.

47. In der Tat läßt der Text die Frage zu, ob eine frühere Übergabe der Zitadelle zum Schutz der Zivilpersonen, die sich in ihr aufhalten, nicht denkbar gewesen wäre.

48. Und es ist daher bezeichnend, daß sich im zweiten Satz der eben zitierten Periode kein grammatisches Subjekt mehr findet.

49. BKA II/2, 72_{18f.}.

50. BKA II/2, 72₂₂.

51. BKA II/2, 72₂₃.

52. BKA II/2, 13_{7ff.}.

53. BKA II/2, 14₂₀.

darauf – ein drittes Mal als »Kommandant« – ausgerechnet seiner »Dankbarkeit«⁵⁴ versichert. In seiner Beziehung zu seiner Familie wie auch in seiner öffentlichen Aufgabe gescheitert, zerspringt, was er als Person nicht hat miteinander verbinden können, in jene zwei Extreme des diktatorischen Despoten und des hysterischen Liebhabers der eigenen Tochter, die ihn Kleists Text nacheinander durchlaufen läßt.

XII.

Ein Gedankengang wie der, dem ich eben gefolgt bin, kann sich eröffnen, läßt man das eigene Vorverständnis der orthographischen und sonstigen Regeln von den spröden Eigenarten des Kleistschen Textes in Frage stellen.⁵⁵ Ihn *zwingend* nennen zu wollen, wäre nicht nur übertrieben: es hieße einem Mißverständnis anheimzufallen. Wie niemand dazu gezwungen werden kann, überhaupt einen poetischen Text zu lesen, so auch niemand, eine orthographische Differenz, das Verhältnis von Klein- und Großschreibung oder das Spiel der Auslassungszeichen zur Kenntnis zu nehmen. Die poetischen Texte sind so frei. Für mich aber stellte sich an einem bestimmten Punkt der Auseinandersetzung mit Kleists Text die kritische Frage, ob ich mich diesem Text gegenüber editorisch als Kommandant oder als Commandant verhalten sollte. *Daß* sich mir diese Frage stellte, war bereits ihre Beantwortung. Sowenig es einem Leser dadurch erspart bleibt, sich selbst mit dem Text in die Krise zu begeben, sosehr bin ich doch davon überzeugt, daß es für eine Edition von Kleists Texten wichtig ist, zumindest die Möglichkeit einer solchen Krise offenzuhalten. Die Offenlegung des Prozesses, der aus der Krise des Textes in seine Konstitution geführt hat, vermag nicht mehr, als sich als Einladung zu begreifen – sie gibt es dem Leser frei, sich von ihr abzustoßen.

54. BKA II/2, 15₃₋₄.

55. Wenn es zutrifft, daß die HISTORIE ursprünglich die fragende Erkundung der Krise ist (vgl. hierzu Bernhard Uhde: »Die Krise der Gegensätze, HISTORIE bei Hekataios, Herodot und Thukydides«, in: *Tijdschrift voor Filosofie* 33 [1971], 559-571), dann kann in diesem Sinne die BKA auch mit Recht eine historisch-kritische Ausgabe heißen.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph:** *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundart, besonders aber der Oberdeutschen*, Leipzig ²1793/1801, Hildesheim, New York 1970.
- Bohnert, Joachim:** »Positivität des Rechts und Konflikt bei Kleist«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1985, 39-55.
- Celan, Paul:** »Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen«, in: Beda Allemann/Stefan Reichert, (Hg.), *Paul Celan. Gesammelte Werke in fünf Bänden*, unter Mitwirkung von Rudolf Bücher, Frankfurt am Main 1983, 185-186.
- Celan, Paul:** »Der Meridian«, in: Beda Allemann/Stefan Reichert (Hg.), *Paul Celan. Gesammelte Werke in fünf Bänden*, unter Mitwirkung von Rudolf Bücher, Frankfurt am Main 1983, 187-202.
- Fetz, Reto Luzius:** »Personbegriff und Identitätstheorie«, in: *Freiburger Zeitschrift für Theologie und Philosophie* 35 (1988), 69-106.
- Henne, Helmut:** Einführung zum Reprint von: Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundart, besonders aber der Oberdeutschen*, Leipzig ²1793/1801, Hildesheim, New York 1970, Bd. I, XXIf.
- Kant, Immanuel:** *Gesammelte Schriften, 4 Abtheilungen*. Bisher erschienen: 29 Bde., Preußische Akademie der Wissenschaften (Bd. 1-22) (Hg.), Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Bd. 23) (Hg.), Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (ab Bd. 24) (Hg.), Berlin 1902ff., darin: »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«, Bd. IV.; darin: »Metaphysik der Sitten«, Bd. VI.
- Lachmann, Karl:** »Rechenschaft über L. Ausgabe des Neuen Testaments«, in: ders., *Kleinere Schriften zur classischen Philologie*, hg. von J. Vahlen, Berlin 1876 (= Kleinere Schriften Bd. 2), 250-272.
- Menge, Hermann:** *Langenscheidts Großwörterbuch. Lateinisch-Deutsch*, Berlin, München, Wien, Zürich ¹⁷1971.
- Nicolai, Friedrich:** *Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten und der umliegenden Gegend*, 3 Bde., Berlin ³1786.
- Reuß, Roland/Staengle, Peter (Hg.):** *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke, Brandenburger Ausgabe*, [=BKA], Basel, Frankfurt am Main 1988ff., BKA II/2, »Die Marquise von O...«, 1989.
- Reuß, Roland/Staengle, Peter:** *Berliner Kleist Blätter* 2, Basel, Frankfurt am Main 1989.
- Schmidhäuser, Eberhard:** »Das Verbrechen in Kleists ›Marquise von O...‹. Eine nur am Rande strafrechtliche Untersuchung«, in: *Kleist-Jahrbuch* 1986, 156-175.

- Schütz, Alfred:** *Das Problem der Relevanz*, hg. u. erl. v. Richard M. Zaner. Mit e. Einl. v. Thomas Luckmann, Frankfurt am Main 1971.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas:** *Strukturen der Lebenswelt*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1979.
- Seidlin, Oskar:** »What the Bell Tolls in Kleist's ›Der zerbrochne Krug‹«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 51 (1977), 79-97.
- Seiffert, Hans Werner:** *Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte*, Berlin ²1969.
- Sembdner, Helmut (Hg.):** *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe*, 2 Bde., München ⁴1985.
- Streller, Siegfried (Hg.):** *Heinrich von Kleist. Werke und Briefe in vier Bänden*, in Zusammenarbeit mit Peter Goldammer, Wolfgang Barthel, Anita Golz und Rudolf Loch, Frankfurt am Main 1986.
- Uhde, Bernhard:** »Die Krise der Gegensätze, HISTORIE bei Hekataios, Herodot und Thukydides«, in: *Tijdschrift voor Filosofie* 33 (1971), 559-571.
- Zeller, Hans:** »Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition«, in: Gunter Martens/Hans Zeller (Hg.), *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, München 1971, 45-89.